

Geneviève Crispin [Fortsetzung]

Autor(en): **Erismann, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 18

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640112>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GENEVIÈVE CRISPIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen
von A. Erismann

10. FORTSETZUNG

„Eine Gelegenheit, die nie wiederkehrt“, die Dame fürchtete sich, allein zu reisen, sie wollte eine geschulte Pflegerin um sich haben, und Denise war ihr sympathisch. „Du wirst mich verstehen, meine Liebe, ich werde keinerlei Auslagen haben, dazu die schöne Reise. Ich bin ja nun auch ganz beruhigt deinetwegen, du bist in einem wunderbaren Klima, du brauchst dich nicht zu langweilen, es ist immer etwas los in Aix wegen den vielen Fremden. Ernähre dich nur gut, du kannst ja den Speisezettel selbst machen. Nach Sonnenuntergang nimm dich in acht vor Erkältung. Ich sehe aus deiner Karte, dass das Tal breit und die Aussicht schön ist. Schreibe mir doch, wie das Haus möbliert ist, die Bronts haben Geschmack, wenigstens die Töchter. Schreibe poste restante nach Marseille.“

Warum sollte sie Denise schreiben? Was hatte sie ihr zu sagen? Dass sie sich verändert habe, dass sie eine andere Geneviève geworden war, innerlich und äusserlich.

„An was denken Sie?“

„An uns, meine liebe Monika.“

Das Mädchen hatte durch halbgeschlossene Augen Geneviève beobachtet. In Gedanken nannte sie ihr Fräulein schon lange „Du“ und „Liebste“. Wie reizend sah sie gerade

jetzt aus in ihrem Rosakleid und den kleinen feinen Ohrringen, die sie von ihrer Grossmutter geerbt hatte. Wie viel leichter und schöner war das Leben, seit sie in diesem schönen Land waren! Nichts war mehr da, das beunruhigte.

Ja, beunruhigt, das war das richtige Wort. Monika hatte es ja schon so oft erfahren, sie als Älteste fühlte sich verantwortlich für die Kleinen. Sie hätte die Geschwister beschützen mögen, wie sie selbst gewünscht hätte, betreut zu werden. Der Vater, Miss Gladys, die Grossmutter waren ihr fast fremd. Miss Gladys bevorzugte Noel und Josette, darum brauchten diese die ältere Schwester nicht. Erst war eine grosse Leere gewesen im Leben des jungen Mädchens. Sie fühlte es bei besonderen Anlässen, wenn sie krank war oder bei festlichen Gelegenheiten, wenn sie sah, wie andere Mütter sich liebevoll zu ihren Kindern beugten.

Miss Gladys reiste weg, und man erwartete das neue „Fräulein“. In Paris war Geneviève den Kindern noch nicht nahe gekommen, es war etwas Geheimnisvolles um sie. Sie war sanft, zuweilen auch zärtlich, aber ihre Augen waren traurig. Sie wusste nicht, wie sehr die Herzen der Kinder nur darauf warteten, jemanden lieb haben zu dürfen. Sie wusste es erst, als die Kleinen krank wurden. Damals hatte



BERNER WOCHE

Almanach

Mobilmachung für den Frieden

«Die Arbeit wird in dem Augenblick geschaffen, wo sie auf den Markt gebracht wird.»

Heute muss es geschehen, damit wir morgen alle Brot haben. Im Zeichen dieser Parole muss die Schweiz sich jetzt unverzüglich an Probleme heranzumachen, die sie sofort zu lösen imstande ist. Schlechtere Zeiten nach dem Kriege können nicht kommen, besonders nicht für diejenigen, die den Krieg erlebt haben. Also steht eine neue Zukunft vor uns, auch für die, die am Rande des Krieges die Folgen zu spüren bekommen. Das erfordert, sich einer neuen Lage anzupassen. Einzelne Menschen können die Zukunft nicht bestimmen, wohl aber eine Meinung als Stimme des allgemeinen Interesses kundtun. Was das Volk nach dem Kriege verlangt, sei hier im Almanach in wenigen Beispielen erwähnt.

Der Kaufmann: «Für uns gibt es eine Reihe Aufgaben, die der Kaufmann als Einzelner und der Staat als Korporation schon heute zu lösen haben. Vor allem müssen wir, hinter geschlossenen Gren-

zen, wenn auch nicht nach praktischer Art, so doch in unserem Geiste den Weg zur weiten Welt wieder finden, um im grossen Augenblick bereit zu sein, die Beziehungen zu andern Völkern sofort aufnehmen zu können. Dem Handel schenken wir unser grösstes Interesse. Darum lernen oder ergänzen wir mit grossem Eifer Sprachen, denn ohne den Sinn der Worte ist unser Beruf nicht zu denken. Aber zuerst muss der Staat die Beziehungen zu den andern Völkern sofort aufnehmen, um die Wege vorzubebenen (Russland), damit später unbeschränkte Handelsfreiheit dem Kaufmann das Weiterkommen ermöglichen. Wäre es verfrüht, wenn schon heute verantwortungsbewusste Männer den Blick ins Ausland werfen und über Anstellungsverhältnisse Informationen einziehen würden?»

Ein Arbeiter in einer Giessereifabrik

«Lohnverhältnisse sind des Arbeiters grösste Sorgen und die Zukunft für mich bleibt im Ungewissen eingehüllt. Aber wenn es hier einmal eine Neuordnung nach einem entsprechenden Wirtschaftsverhältnis geben würde, dann wäre wahrscheinlich nicht nur der Grund zu einer gesunden Familie geschaffen, sondern auch der Grund zu einem gesunden kräftigen Volk. Und ich habe heute das grosse Vertrauen, dass die Schweiz mit dem Plan der Alters- und Hinterbliebenenversicherung auf

dem richtigen Wege ist. Doch nur eine Frage möchte ich stellen (das war ein spezieller Wunsch dieses Arbeiters, seine Frage in der Zeitung zu veröffentlichen): Ist es richtig, dass heute in unserem fortschrittlichen Lande, wie es die Schweiz ist, ein Arbeiter wie ich, mit jahraus und jahrein schwarzem Gesicht, oder auch ein Knecht mit seinen knolprigen Händen, immer noch mehr Mühe hat, sich durchzusetzen, als der Beamte auf dem Bürostuhl? — Also, die Altersversicherung, sie freut nicht doppelt!»

Eine berufstätige Frau

«Der Krieg hat die Frau vielerorts in eine Zwangslage gebracht, sie arbeitet zu Hause im Haushalt und in der Fabrik. Das sollte nach Kriegsschluss sofort aufhören. In diesen Jahren habe ich jetzt gesehen, wie stark eine Familie trotz einem finanziellen Vorteil darunter leiden muss. Ich bin dafür, dass man die Arbeit einer berufstätigen Frau durch die Gemeindebehörde prüfen sollte und ein Gesetz erlassen würde, das bestimmt, dass keine Frau in die Fabrik darf, wo Männer die Arbeit verrichten können. Das bedingt natürlich auch eine richtige Entlohnung. Vor allem richtet sich meine Anklage auch gegen die unnötigen Doppelverdiener. Wir sollten wieder mehr Menschen werden, die weniger materialistisch eingestellt sind. Ti.

Monika sie gebeten, ihr eine Freundin sein zu dürfen. Und jetzt, wo Geneviève in dem weissen Haus regierte, war sie für Monika noch mehr als eine Freundin geworden, etwas wunderbar Schönes!

Jetzt hatten die Kinder auch ihre Mama. Ueberall, wo man vorbei kam, hielten die Leute Geneviève für die Mutter der Kinder. Und Monika hatte nie widersprochen. Zuhause hatte sie oft vor dem Bild der früh verstorbenen Mutter gestanden. Geneviève mit ihrem Lächeln und ihrer Güte verwischte den Eindruck. Was war sie den Kindern geworden. Sie wusste es selbst nicht, sie war nur glücklich. Niemals mehr war sie nur „das Fräulein“, sondern „ma Charmante“.

Der Wasserspeier warf schillernde Tropfen auf die durstigen Pflanzen. Geneviève hatte ihn etwas gedreht, damit auch die violetten Petunien und die roten Geranien erfrischt würden.

Noel, in seinem Liegestuhl, schien zu schlafen. Er verdeckte mit den gesenkten Lidern seinen Zorn und seine Enttäuschung, die er selbst verschuldet hatte. Er suchte sich selbst zu entschuldigen. — Sie hat ja selbst gesagt, man müsse die Bohnen ins Wasser legen. Nun hatte er das getan und zwar in die Badewanne. Als dann Monika an der Türe geriegelt hatte, zog er schnell die Kette und mit dem abfließenden Wasser waren auch die Bohnen in den Abzug gekommen und hatten diesen verstopft. Und als der herbeigerufene Spengler sagte: „Welcher Dummkopf hat denn die Bohnen da hinein gestopft?“, da hatte Geneviève den Mann nicht zurechtgewiesen, wie sie es wohl getan hätte, wenn er, Noel, einen solchen Ausdruck gebraucht hätte. Welche Ungerechtigkeit! Die blöden Bohnen hätten ja auch schmelzen können. Das Leben ist eine ungerechte Sache. Nun würde Geneviève ihn nie mehr ihren Pagen nennen!

Josette schaukelte in einer weitmaschigen Hängematte. Sie sah in die Bäume hinauf. Es roch so fein nach Honig, und die Früchte in der Glasschale im Esszimmer dufteten herrlich.

Sie gähnte und schloss die Augen. Gegen Abend belebten sich die benachbarten Gärten wieder. „Wollen wir an den Strand hinunter?“

„Wir waren ja am Morgen schon dort.“

„Dann gehen wir auf die Waldwiese, aber zuerst müssen wir in die Damenpension hinunter.“

„Warum?“

„Wir müssen sagen, dass Fräulein Denise nicht kommt.“

Monika hatte das mit ruhiger Stimme erklärt, aber im Grunde freute sie sich, dass ihre „Charmante“ ihnen allein verblieb und nicht durch den Besuch ihrer Schwester genommen würde.

Es folgte noch eine halbe Stunde Ferienaufgaben, dann gab es noch Brot und Früchte, und nun wanderten sie zusammen nach Aix hinunter.

Noel, der Geneviève bei der Hand hielt, hatte glänzende Augen. Er hatte seine „Dame“ um Verzeihung gebeten und war nun wieder ihr Page. Alle Augenblicke sagte er: „Es ist fein heute Abend.“

Josette hielt sich an der andern Seite Genevièves. Sie war stolz auf ihr himmelblaues Kleidchen. Sie machte sich immer besonders schön, wenn sie mit Geneviève im Kurpark spazieren durfte.

In Aix war reges Leben. Eine Menge geputzter Menschen waren in den Strassen. Geneviève machte noch ein paar Einkäufe beim Fruchthändler, und als sie den Heimweg antraten, trug Monika ein Körbchen mit Himbeeren und Noel einen Sack mit Feigen und Aprikosen. Als sie den Park durchquerten, spielte dort die Musik, und Gärtner boten ihre schönen Blumen an. Die Kinder erstanden jedesmal, wenn sie da vorbei kamen, einen kleinen Blumenstrauss für ihr „Fräulein“. Diesmal durfte Noel auswählen, und Monika heftete das Sträusschen Geneviève an die Bluse.

Dann waren die beiden Kleinen auf den Fahrweg hinaus getreten und sahen dem Menschenstrom nach.

„Wo ist eure Mama, Kinder? Ich sah sie doch eben noch mit euch?“

Noel war rot geworden, er nahm die Hand seiner kleinen Schwester und sah mit seinen blauen Augen den fremden Herrn misstrauisch an. Keines von ihnen antwortete. Noel wusste, dass man nicht mit fremden Leuten sprechen durfte. Er hielt die Hand seiner kleinen Schwester ganz fest. Der Herr war vielleicht ein böser Mensch, der kleine Kinder stahl. Josette flüsterte: „Warum fragt er das?“

Doch der kleine Junge zog sie fort, Geneviève war unter die Ladentüre getreten.

„Ein böser Mann hat uns angesprochen, sieh, da kommt er!“

Geneviève war beunruhigt, sie nahm die Kinder ganz nahe zu sich heran und erst dann blickte sie auf. Sie erstarrte vor Schreck. Die Glieder zitterten, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Eine wohlbekannte Stimme sprach: „Vivette — du!“

Wie eine mächtige Welle kam die Erinnerung herangerauscht, das grosse Haus in Noisy-Le-Roi, das fünfzehnjährige Mädchen mit kurzem Haar, die Verlobung in der Jugendzeit.

Sie fasste sich wieder. Sie hob den Kopf mit einer stolzen Gebärde. „Wie, Sie, Bruno? Welche Begegnung! Und Sie haben mich wieder erkannt? Nach so viel Jahren!“

„Sie nicht wiedererkennen! Sie sind viel schöner geworden, Vivette. Ich sah Sie eben von der Bank aus in der Rotunde.“

Er zeigte auf den weissen Pavillon mit der Terrasse, die vollbesetzt war mit Menschen.

Sie lachte: „Sie haben gute Augen.“

„Sie sind immer noch gleich fröhlich wie damals, es sind wohl elf Jahre seither. Sie waren verwöhnt...“

Er zeigte auf die Kinder, die an ihr hingen und mit glänzenden Augen zu ihr hinauf sahen, weil wieder einmal ein Fremder glaubte, sie sei ihre Mama.

Er sprach weiter.

„Ich war zehn Jahre in China, ich muss Ihnen davon erzählen. Ich habe graue Haare bekommen. Sie lachen...“

Er glaubte vielleicht, sie mache sich über ihn lustig. Es war aber nicht so. Sie lachte, weil sie glücklich überrascht war, die drei geliebten Kinder und den Jugendfreund um sich zu haben. Er war gealtert, aber sonst noch so, wie sie ihn gekannt hatte. Er plauderte, und seine Stimme hatte einen verschleierte, einschmeichelnden Klang. Aber in seinen Augen war eine nervöse Unruhe. Er hatte wirklich an den Schläfen graue Haare.

Die Kinder betrachteten ihn interessiert. Er wiederholte: „Sie lachen! Ja, man verwahrlost, wenn man allein in der Welt herumläuft. Sie sind natürlich verheiratet?“

Sie antwortete kurz: „Ich bin unverheiratet.“

Ihre Augen wurden trübe. Wie sollte sie vor den Kindern, die atemlos lauschten, erklären? „Wir müssen heim, meine Lieblinge. Geht voran.“ Sie war befangen. Noch vor drei Monaten hätte sie sich frei als Kinderfräulein ausgegeben. Aber jetzt tat es ihr weh; denn gehörten die Kinder in Wirklichkeit nicht ihr? Josette wollte nicht vorangehen, sie hängte sich an Genevièves Arm. Diese wandte sich an Bruno: „Es sind die Kinder des Doktor Belley?“

„Da kommt ein Autobus“, riefen die Kinder, glücklich, von dem fremden Herrn fortzukommen.

Als sie auf das Auto zueilten, hielt Bruno Geneviève zurück: „Wann kann ich Sie wiedersehen?“

„Ich gehe jeden Tag mit den Kindern an den Strand hinunter.“

„Dann morgen?“

Sie waren beim Auto angelangt. „Ich möchte so gerne länger mit Ihnen plaudern.“

(Fortsetzung folgt)